

Sertão, Sertões, Sem-Terra.

Canudos als brasilianisches Symbol für den Konflikt zwischen Metropole und Hinterland.

TEXT: DR. DAWID DANILO BARTELT

Die Nachricht aus Rio de Janeiro dürfte die Lehmhüttdörfer im Sertão, im Hinterland von Bahia noch vor Weihnachten erreicht haben. Am 15. November des Jahres 1889 beendete ein unblutiger Putsch ein südamerikanisches Unikum. Nach 77 Jahren Kaiserreich wurde Brasilien eine Republik.

Wir wissen nicht, wo in diesem Hinterland der Wanderprediger Antonio Vicente Mendes Maciel sich genau aufhielt, als er die Neuigkeiten erfuhr. Wir können aber mutmaßen, was er gedacht hat. Etwa dieses: Die Republik mag vieles sein, aber sicher ist sie nicht von Gott. Wie könnte sie auch, wo sie doch der Kirche ihre Besitztümer wegnehmen will, ihr die Schulbildung und die Friedhofsverwaltung entzieht und gar verfügt hat, das, wenn zwei heiraten wollen, sie sich das Jawort in einer Amtsstube geben müssen und nicht im Angesicht und im Versprechen auf Gott.

Dass Antonio Maciel dies dachte und auf seinen Wanderungen durch den Sertão des brasilianischen Nordostens den Menschen auch sagte, sollte einige Jahre später wichtig werden. Diese fundamentaltheologische Argumentation wurde dann mit politischen Vorzeichen versehen und als Kernelement einer Diskursstrategie eingearbeitet, die einen Vernichtungskonsens begründete und am Leben hielt.

Dreieinhalb Jahre nach dem Putsch in Rio de Janeiro gab Maciel, bekannt als *o Conselheiro*, der Ratgeber, ein zwanzigjähriges Wanderleben auf und ließ sich mit seinem Gefolge in einem Winkel des Bundesstaates Bahia nieder. Canudos, so der Ortsname, lag 410 Kilometer, an die zwei Wochen Reisezeit und vielleicht zwei Jahrhunderte Entwicklungsgeschichte von der Landeshauptstadt Salvador da Bahia entfernt. Die Nachricht entfaltete magnetische Kraft. Menschen aus einem Umkreis von vielen Tagesreisen gaben ihr Hab und Gut in treue Hände oder verkauften es und machten sich auf. Schnell wurde Canudos zur weitaus größten Siedlung im dünn besiedelten Sertão. Das ist das erste Ereignis Canudos – ein *soziales* Ereignis. Entgegen hartnäckiger Vorstellungen bis heute folgte die Siedlung weithin den sozialen und ökonomi-

schon Gepflogenheiten des Sertão und war in die regionalen Beziehungen integriert. Der Unterschied war, das in Canudos kein *coronel* das Sagen hatte, keiner der Großgrundbesitzer, die im Sertão die ökonomische, politische und rechtsprechende Macht auf sich vereinigten, sondern einer, den viele für einen Heiligen hielten. Nach Canudos zu gehen hieß für viele, sich der umfassenden Verfügungsgewalt ihres *coronel* zu entziehen und zugleich in schwierigen Zeiten einer starken Orientierungsgestalt nahe zu sein. Hinzu kam: Canudos trieb Handel in der Region, zahlte aber keine Steuern und akzeptierte keine Staatsvertreter auf seinem Territorium. Canudos war also auch ökonomisch attraktiv, und interessant für die, die Polizei fürchten mussten.

Die Abwanderung schuf auf den *fazendas* ein Arbeitskräfteproblem, örtlich ein erhebliches. Und Antonio Maciel gab eine unliebsame politische Machtkonkurrenz ab. Verständlich also, dass nach der Kirche es die *coroneis* waren, die gegen Canudos mobil machten. Und in einer Region, in der politische Konflikte mit Wahlbetrug und blanker Gewalt gelöst wurden, war die Repression unvermeidlich. Es kam zum *militärischen* Ereignis Canudos.

Canudos: ein diskursives Ereignis

Doch dass es so ein großes Ereignis werden würde, hätte im November 1896 wohl niemand vermutet, als ein Militärbataillon in Richtung Canudos aufbrach. Noch als dieses weit vor Canudos gescheitert war, ebenso wie ein paar Wochen später eine zweite, bereits über 600 Soldaten starke Truppe, glaubten viele nicht, das ein ignoranter Bauernhaufen unter der Führung eines dreckstarrenden Fanatikers einem nach den Erkenntnissen der europäischen Kriegskunst aufgestellten Heer etwas anhaben könnte. Allein, es kam so. Auf dem dritten Feldzug befehligte der berüchtigte Oberst Moreira César ein Aufgebot von über 1.300 Mann, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, 6 Krupp-Kanonen. Dieses Heer kam immerhin bis nach Canudos. Beim ersten Angriff jedoch war Moreira César unvorsichtig genug, sich einen Bauchschuss einzufangen. Er starb wenige Stunden später. Die Nachricht löste Panik und Desorientierung aus; der Rückzug, zu dem die Stellver-

treter bliesen, geriet zur heillosen Flucht.

Die Nachricht vom Tod Moreira Césars brachte Canudos Anfang März 1897 auf die Titelseiten der wichtigsten nationalen Zeitungen. Dort blieben sie *Conselheiro* und seine „Bande“, täglich neu, bis zum Sieg der republikanischen Armee am 5. Oktober. Canudos wurde zum beherrschenden diskursiven Ereignis im Zentrum von Republik und Nation. Brasiliens Politik befand sich in der entscheidenden Phase eines zehnjährigen Konflikts um die Hegemonie und um die endgültige Gestalt der Republik. Das herrschende liberal-oligarchische Modell unter Führung der Kaffee-Bourgeoisie aus São Paulo sah sich zunehmendem Druck durch ein Konzept der sog. Jakobiner ausgesetzt, das eine modernistisch-urbane Entwicklungsdiktatur propagierte. Der Ausgang des Krieges und damit das Schicksal von Canudos entschied dieses politische Ringen mit. Canudos geriet zum *diskursiven* Ereignis. Die Regierung unter Präsident Prudente Moraes standen unter inner- und außerparlamentarischen Dauerbeschuss. Die Opposition präsentierte Canudos als eine Art ideellen Gesamtfeind der Republik und schob der Regierung erfolgreich die Tatsache unter, dass die *sertanejos* um Antonio *Conselheiro* überhaupt noch existierten. Die Unfähigkeit zum Sieg war demnach ein Beleg für die mangelnde, wenn nicht antirepublikanische Gesinnung der Liberalen. Mitte 1897, als der vierte Feldzug begann, bestand die umkämpfte Essenz des „Republikanischen“ wesentlich darin, gegenüber Canudos Entschlossenheit um den Preis der völligen Vernichtung zu beweisen. Die diskursiven Strategien des republikanischen Bürgerkriegs im Zentrum hatten mit den Inhalten und Zielen der Bewegung im Hinterland nichts zu tun. Doch sie brauchten die Vernichtung von Canudos, um den Konflikt zu entscheiden. Der Sieg der Republik über die Bauern von Canudos bereitete den Jakobinern ihre politische Niederlage. Für die nächsten 33 Jahre war Brasilien die Republik der paulistas.

Nachkriegs-Hinterland: anomale Normalität

Das ist, furchtbar gedrängt, der historische Kontext. Für meine Fragestellung wichtig ist jetzt folgendes: Der Vernich-

tungskonsens basierte wesentlich auf einem Ensemble von Diskursstrategien, die Antonio Maciel und später die Bewegung von Canudos bereits seit zwanzig Jahren systematisch häretisierten, fanatisierten, militarisierten, pathologisierten und kriminalisierten. Diese Strategien griffen zurück auf einen eingeführten Diskurs zum Hinterland, zum Sertão. Der Sertão-Diskurs ist im Grunde so alt wie die europäische Landnahme in Brasilien. Seine Elemente dürften sich, in ähnlicher Anordnung, in vielen Diskursen über Hinterländer wieder finden. Sertão bezeichnete lange Zeit weniger ein definiertes Territorium als einen kollektivmentalen Raum oder eher noch ein Telos: Sertão war das Unbekannte, das zu Erobernde, zu Sichernde. Unter den Bedingungen des werdenden Nationalstaats spitzte sich das Telos zum Imperativ zu: der Sertão musste durchdrungen, modernisiert, homogenisiert werden. Doch der Modernisierungsdiskurs des 19. Jahrhunderts grenzte umgekehrt den Sertão gegen das moderne Zentrum ab und richtete ihn als einen paradigmatischen Raum von Anti-Moderne und Tradition ein. Die koloniale frontier-Region wurde zum Raum einer umfassenden Differenz zum nationalstaatlich-republikanischen Projekt: zivilisatorisch, „rassisch“, ökonomisch – und sogar klimatisch: als Region periodischer Dürren wurde der Sertão zum Katastrophen-Raum, zum Hort einer mehrfach feindlichen Natur. Mit der spezifischen Dynamik eines Medien-geschehens war Canudos während des Krieges genau in diesem Sinne konnotiert worden: als inneres Außen, als brasilianisches Ausland, als Barbarei, als das Andere von Zivilisation und Moderne. Canudos war die Vendée, der Aufstand der Vormoderne gegen die Republik, wie hundert Jahre zuvor im revolutionären Frankreich, der wichtigsten symbolischen Referenz brasilianischer Intellektueller um die Jahrhundertwende.

Binnen weniger Wochen nach Kriegsende wandelte sich Canudos vom aktuellen Medienknaller zum historischen Ereignis. Das heißt, zu einer Erzählung, die sich in anderen Textsorten – in wissenschaftlicher Analyse, in Memoiren, in Romanen – formierte und die nach übergeordneter Referenz, nämlich nach Sinngebung im nationalen Kontext verlangte. Das hieß vor allem: eine Erzählung, die Canudos – das längst zum Kollektivsymbol für den Sertão geworden war – einordnete in die damals brennende Frage: wer oder was ist die brasilianische Nation und wie sieht ihre Zukunft aus, wie sollte sie aussehen?

Der Canudos-Krieg erschütterte ein ohnehin fragiles Selbstbewusstsein. Die brasilianischen Intellektuellen standen unter dem Einfluss deterministischer Evolutions- und Rassistheorien, die dem postkolonialen Mischvolk kein gutes Zeugnis ausstellten. Doch nun hatte die Barbarei im relativ geschützten Zentrum dieser Zivilisation selbst ein Gesicht gezeigt. Der vierte Feldzug hatte mehrere Monate gedauert. Die Armee der Republik hatte Tausende von Menschen ausgehungert, bombardiert, abgeschlachtet und verbrannt, und sie hatte nach Kriegsende grauenvolle Verbrechen an den Überlebenden begangen. Kaum ein männlicher Gefangener überlebte. Frauen und Kinder wurden versklavt.

Der Vernichtungskonsens war nun aufgebrochen. Aus den ausländischen Bestien wurden brasilianische Geschwister. Das Hinterland schob sich ins Vorderbewusstsein der Öffentlichkeit. Doch alte Canudos-Diskurs blieb in einer Ambivalenz erhalten, die den Sertão fortan als Teil des Nationalstaats konstituierte. Der Sertão wurde zu einem anomalen Teil der Nation. Er interessierte dabei weniger als realpolitisches Entwicklungsproblem denn als republikanisches Symbol. Über den Sertão zu reden, hieß, die Zukunft der republikanischen Zentren im Spiegel der Zentralreferenz Europa zu diskutieren. Der Sertão verdeutlichte vor allem, welche Anstrengungen der brasilianischen Modernisierung noch bevorstanden.

Hinterland und Staat: eine virtuelle Beziehung

Die historische Phase des nation-building hat der Historiker Charles Maier treffend die „Ära der Territorialität“ genannt. Grundsätzlich, und in Flächenstaaten verschärft, bestand das Problem der werdenden Nationalstaaten darin, definierte Territorien effektiv-materiell mit Staatlichkeit zu füllen, so dass nationalstaatlicher Anspruch und zumindest Ansätze eines Rechts- und Sozialstaates sich deckten. Ende des 19. Jahrhunderts waren die Modernisierungs-frontiers kaum über einen schmalen Küstenstreifen hinaus vorgedrungen. Wie einige Jahrzehnte zuvor in den deutschen Ländern, folgte etwa der Aus- und Aufbau der Eisenbahnnetze der Logik des reproduzierten Profits in den Zentren und nicht der auch in Brasilien lauten Rhetorik der nationalen Integration. Die nicht in Wert zu setzenden Hinterländer entfernten sich immer weiter und schneller von diesen Zentren. Doch gleichzeitig setzt die Nationalstaatsidee auf das Hinterland einen Modernisierungs- und Homogenisierungsimperativ an. Wann immer das geschieht, entsteht

ein strukturelles Gewaltverhältnis, das oft nur mit physischer Gewalt ausgetragen ist. Einen ganz wesentlichen Anteil an diesem Gewaltverhältnis hat der Umstand, dass der Nationalstaat mit einer Staatsfiktion operiert. Er tut so, als sei das nationale Territorium tatsächlich flächendeckend ein nationalstaatliches Territorium, also materiell und institutionell von Staatlichkeit durchzogen. Tatsächlich ist der Staat in weiten Teilen seines Gebiets nur virtuell präsent. Es gelten weiterhin private Machtverhältnisse, die lediglich formal in staatliche Strukturen übersetzt werden. In Brasilien heißt dieses System *coronelismo*.

Dasselbe gilt für die Republik. Die Verwirklichung der republikanischen Idee war in den brasilianischen Zentren problematisch, im Hinterland blieb sie eine Fiktion – mit der die Republik gleichwohl operierte. Der Gedanke, dass Menschen gleich seien, ist zwar älter als das Christentum. Doch wie nicht zuletzt die Geschichte der Kirche zeigt, hat es ganz lange gedauert, bis Menschen gleich sein würden – unabhängig von allen lokalen Gegebenheiten, von Stand, von ihrer Stellung im Produktionsprozess oder sonstigen lebensweltlichen Bedingtheiten, gleich allein begründet auf einer ethischen Abstraktion. Denn der Gedanke, dass alle zuallererst juristische Personen, nämlich Staatsbürger seien, war doch so unerhört, dass auch dort, wo dieser Gedanke Verfassungsrang erhielt, immer wieder bedeutsame Ausnahmen gemacht wurden: angefangen bei den Frauen, in der Neuen Welt bei den Indígenas, den Schwarzen, in der ersten brasilianischen Republik auch bei den Analphabeten. Einer der berühmtesten Liberalen Brasiliens seiner Zeit, der Jurist Rui Barbosa, entwarf nach dem Ende des Canudos-Kriegs eine Rede. Darin adoptierte er die toten canudenses posthum als Klienten und wandte sich für sie an den brasilianischen Gesetzgeber, um diesen auf „ein mysteriöses Brasilien, das der Welt bislang unbekannt war“, aufmerksam zu machen. Und, um für die Menschen dort die Materialisierung ihrer Staatsbürgerschaft einzufordern: Schulen, Eisenbahn, Handelsverbindungen, Fürsorge. Für den eher symbolischen Charakter der Reintegration des Sertão nach dem Krieg ist bezeichnend, dass Barbosa diese Rede nie gehalten hat. Dagegen hielt er nur wenige Monate vorher Reden, in denen er Canudos als „monströse Anhäufung des moralischen Schwemmlands des Sertão“, als „die Rohheit ländlicher Instinkte“, als „Auswurf des Müßiggangs, des Elends, der Kaserne und des Karzers“ qualifizierte.

Wenn heute von *falling states* oder *failed states* die Rede ist, ist das gemeint,

▷ Sertão, Sertões, Sem-Terra.

was ich hier virtuellen Staat genannt habe. Immer wieder begeht die Außen- und Entwicklungspolitik den Fehler, dass sie Konzepte und Programme entwickelt für „Staaten“, die den Staatsbegriff gar nicht materialisieren können oder wollen.

Wer das zuerst zu spüren bekommt, ist die Bevölkerung der Hinterländer. Die notorisch passiv-konservative Haltung von Landbevölkerungen im Modernisierungsprozess ist aber weniger eine antimodernistische Position als anthropologische Konstante, sondern das in der Regel begründete Misstrauen gegenüber einer Politik, die über ihre Köpfe hinweg und meistens gegen ihre Interessen entwickelt und durchgesetzt wird. Die Hinterländer hatten also kaum Anlass, sich als integralen Teil der werdenden Nationalstaaten zu begreifen.

Sertão an der Copacabana: Brasilianisches Hinterland heute

Canudos ist in Brasilien ein Symbol geblieben für den ungelösten Konflikt zwischen Zentralgewalt und hegemonialer Politik auf der einen und den geographischen, den politischen, den kulturellen Hinterländern auf den physischen Karten und mental maps des heutigen Brasilien.

Es kann kaum überraschen, dass die brasilianische Landlosenbewegung MST in ihrer Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit beständig auf dieses symbolische Potential zugreift. Neben der Einkommensverteilung ist die Landfrage immer noch soziales Zentralproblem. Canudos begründet eine Genealogie des „Kampfes für das Land“. Der MST sieht sich in direkter Nachfolge. Es spielt dabei keine Rolle, ob es „historisch korrekt“ ist, wenn Antonio Maciel als Sozialrevolutionär und Vorkämpfer gegen den Großgrundbesitz kodiert wird. Der MST ist Teil eines zivilgesellschaftlichen Kampfes um die Materialisierung der Staatsbürgerschaft, um die *cidadania*. Diese Gruppen schlagen vor, „Brasilianersein“ an der Teilhabe an *cidadania* zu messen.

Virtuelle Staatlichkeit gilt nicht nur für afrikanische Länder, und nicht nur für ländliche Gebiete. In einer hochmodernen Stadt wie Rio de Janeiro erweitern sich die Räume dramatisch, in denen der Staat in einem umfassenden Sinn – vom Gewaltmonopol bis zur Sozialpolitik – entweder noch nicht oder nicht mehr in Erscheinung tritt. Das Hinterland der *cidadania* liegt heute mitten in den großen Küstenstädten,

in den Lebensquartieren einer Bevölkerungsmehrheit, die kaum teilhat an dem, was die Verfassung ihnen garantiert.

Auch die brasilianische Politik greift immer wieder auf das symbolische Potential von Canudos zurück. 1993 war Gedenkjahr der Gründung von Canudos und Wahlkampfjahr. Die beiden stärksten Kandidaten ließen die Gelegenheit nicht ungenutzt. Der eine verlegte den Auftakt seiner Kampagne nach Canudos und inszenierte seine Nachfolge des Conselheiro als sozialistisches Abendmahl, bei dem er eigenhändig Brot austeilte. Der andere fuhr auch nach Canudos und versprach Modernisierung in Form eines asphaltierten Bundesstraßenzubringers. Das Modernisierungsversprechen machte das Rennen. Die neoliberale Politik Cardoso erfuhr in den Jahren seiner Präsidentschaft wirksame Opposition nur von der sehr aktiven Landlosenbewegung MST. Sehr zum Ärger des Präsidenten: In einem langen Interview bezeichnete Cardoso kürzlich Canudos als mythische Repräsentation des „anderen“, des „archaischen“ Brasilien, des Brasilien auf der abgewandten Seite des Fortschritts. Der weltweit bekannte Soziologe an der Spitze des Staates reproduziert also den bekannten Sertão-Diskurs. Cardoso Konzept von Nationalstaat ist auf ein durchmodernisiertes Brasilien ausgelegt. *Sertanejos* sind insofern Brasilianer in spe. Den MST sieht er ganz ähnlich: Zwar ist die Agrarreform ein zumindest propagandistisches Kernstück der Regierung Cardoso, doch eigentlich sei sie ein „Anliegen des 19. Jahrhunderts“, und auch die militanten Methoden des MST gehörten ins 19. Jahrhundert. Zu Canudos also. Doch die Parallelen gehen weiter. Der Regierungsdiskurs baute den MST zum Hauptfeind des Staates und der Modernisierung auf. Der MST wird kriminalisiert, Führungsmitglieder pathologisiert.

Barbarei am Nerv der Zivilisation

Brasilien erlebte im 19. und frühen 20. Jahrhundert eine ganze Serie von Aufständen und Bürgerkriegen, die viel mit dem ungesicherten Verhältnis von Zentrum und Provinzen, von Zentren und Peripherien in der Erstzeit postkolonialer Verunsicherung zu tun hatten. Diese Ereignisse stehen in den brasilianischen Schulbüchern, aber sie produzieren keine Artikelserien in allen großen Tageszeitungen des Landes, keine großen wissenschaftlichen Symposien, keine Gedenkstunde im Parlament. Sie hatten

keinen Euclides da Cunha. Der junge Ingenieur und Ex-Offizier da Cunha hatte für eine große Tageszeitung über den Krieg berichtet. Fünf Jahre nach Kriegsende, vor genau hundert Jahren, legte er ein bis heute einzigartiges Buch vor, ein epischer Berichtsroman mit wissenschaftlichem Anspruch, das die symbolische Reintegration des Sertão auf höchstem sprachlich-literarischem Niveau zusammenfasste. Das Buch machte da Cunha mit einem Schlag berühmt und sicherte Canudos einen prominenten Platz in der kollektiven Erinnerung, machte es gleichsam zu einem diskursiven Dauer-Ereignis. In Brasilien wird in diesem Jahr da Cunha und Canudos wieder Medien-Ereignis sein. *Os Sertões* war längst in Dutzende von Sprachen übersetzt, als es 1994 als „Krieg im Sertão“ auf Deutsch erschien. Die Übersetzung fand in den großen deutschen Feuilletons starke Beachtung. Eine Reihe von Veranstaltungen diskutierte in den Folgejahren das Phänomen Canudos auch in Deutschland.

Als die Waffen in Canudos schließlich schwiegen, ließen sich die Offiziere der brasilianischen Armee das Grab Antonio Conselheiros zeigen. Der Ratgeber war zwei Wochen vor Kriegsende an der Ruhr gestorben. Die Leiche wurde ausgegraben, identifiziert und fotografiert. Anschließend wurde der Kopf abgetrennt. In Kalk konserviert, schaffte man ihn ins gerichtsmedizinische Institut der Landeshauptstadt Salvador. Dort untersuchte ihn der Mediziner Nina Rodrigues, der kurz zuvor einen Aufsatz über den „epidemischen Wahnsinn von Canudos“ veröffentlicht hatte. Rodrigues säuberte den Schädel von letzten Fleischetzen und vermaß ihn akribisch nach den gültigen kranioologischen Regeln von Broca, Gall und anderen. Rodrigues' Urteil lautete, für ihn selbst überraschend: keine Abnormalitäten. ■

Überarbeitete Fassung eines Festvortrages anlässlich der Verleihung des Friedrich-Meinecke-Preises an den Autor, gehalten im Institut für Geschichtswissenschaften der FU Berlin am 05. Juli 2002. Der Preis wurde Dr. Dawid Danilo Bartel für seine Dissertation „Sertão, Republik und Nation. Canudos als sozialhistorisches und diskursives Ereignis der Geschichte Brasiliens 1874–1902“ verliehen. Die Arbeit erhielt im Dezember 2002 darüber hinaus den Ernst-Reuter-Preis der FU Berlin. Die deutsche Fassung wird im Franz Steiner Verlag Stuttgart, die portugiesische Ausgabe bei der Editora da USP in São Paulo erscheinen.